

„Ich erinnere mich an Kabul gar nicht, aber an sehr vieles aus dem Asylheim“

Interview mit Mehria Ashuftah, Hamburg

Frage: Kannst Du Dich als erstes vorstellen?

Mehria Ashuftah: Ja, gerne. Mein Name ist Mehria Ashuftah, ich bin 31 Jahre alt. Ich bin Diplom-Juristin, habe gerade mein zweites Staatsexamen abgelegt. Ich bin gebürtige Afghanin.

Frage: In welchem Alter bist Du hergekommen?

Mehria Ashuftah: Als kleines Kind. Ich war zweieinhalb Jahre alt. Ich erinnere mich an Kabul gar nicht, aber an sehr vieles aus dem Asylheim. Meine Erinnerung reicht sehr weit zurück.

Frage: Kannst Du die Situation von Frauen in Afghanistan beschreiben? Du kennst sie ja nicht aus eigener Erfahrung, aber aus der Beratung.

Mehria Ashuftah: Ja, ich bin ja Leiterin der „Law Clinic“, von den „Spin Off“. Wir nennen uns „Know Your Rights“, da kriege ich natürlich einiges mit, nicht nur von Afghaninnen, sondern auch von anderen. Ich habe auch Familie in Afghanistan, Cousinsen und Tanten, und ich habe sehr guten Kontakt zu ihnen. Die erzählen mir natürlich auch viel. Außerdem gibt es Verwandte, die viel, viel später gekommen sind, die ihre Kindheit dort erlebt haben. Für Frauen in Afghanistan gilt: Schön ist was anderes. „Frauenrechte“ ist in Afghanistan wahrscheinlich ein Fremdwort für die Menschen, die dort leben. Es unterscheidet sich aber auch danach, wo sie leben. Zu Kabul heißt es ja, und das kriege ich auch von meinen Verwandten mit, dass es dort ein bisschen besser ist als zB in Kandahar oder in den Dörfern. Frauenrechte gibt es dort nicht wirklich. Das fängt schon an damit, dass sie in einer ganz anderen Kultur leben, in einer ganz anderen Welt, wie man es sich in Deutschland gar nicht vorstellen kann. Als ich noch Schülerin war, habe ich ein Projekt gemacht mit der Peace Torch Foundation in Kalifornien, die gibt es leider nicht mehr, die hat meine Tante damals gegründet. Ich bin mit denen und meinen Eltern mal für 40 Tage in Karatchi in Pakistan gewesen, habe dort haben wir u.a. für die ärztliche Versorgung in einem Flüchtlingsheim für Afghanen geholfen, in dem wir kofferweise Medikamente mitgebracht hatten. Ich habe dort meine weitere Familie, die ich noch nie gesehen hatte, kennen gelernt. Da habe ich natürlich auch einiges gesehen, wie es mit Frauen und Frauenrechten ist. Ich habe auch am eigenen Leib erfahren, wie man dort behandelt wird. Man wird gar nicht ernst genommen. Frauen sind dazu da, in der Küche zu sein und Kinder zu bekommen und den Mann zu vergöttern. Das kann man mit Deutschland gar nicht vergleichen, hier soll mir mal jemand sagen, ich soll in die Küche gehen, dann bekommt er aber was von mir zu hören. Was Schulbildung angeht: Die Kinder kommen zwar in die Schule, auch die Mädels kommen in die Schule, die werden aber zum Teil in so jungen Jahren verheiratet, aus unterschiedlichsten Gründen... Eigentlich bricht es mir das Herz, wenn ich über Frauenrechte in diesen Ländern nachdenken muss.

Frage: Wie ist denn die Situation von Frauen aus Afghanistan, die nach Deutschland kommen?

Mehria Ashuftah: Die haben natürlich hier ganz andere Möglichkeiten als in ihrem Herkunftsland. Es kommt natürlich auch darauf an, auf wie viel sie sich hier einlassen. Sie müssen natürlich erst mal mit ihrem Trauma und was sie dort erlebt haben, fertig werden. Wenn sie nach Deutschland kommen, müssen sie erst mal mit ganz anderen Dingen kämpfen, als dass sie sich darüber Gedanken machen, wie sie sich als erfolgreiche Frau hier etwas aufbauen können. Ich treffe sie natürlich in meinen Kursen und meinen Projekten, ich treffe sie vor Ort, und es dauert meistens eine Weile, bis sie sich an die neue Lebenssituation gewöhnt haben. Und

dann kommt es auf den Menschen selber an. Was sie aus dem machen, was ich versuche, ihnen zu vermitteln. Ich habe Erfolgsgeschichten von Frauen miterlebt, aber genauso Frauen, die zwar ihre Rechte kennen, vor allem was die Ehe angeht. Sie wissen, dass sie hier das Recht haben, sich zu trennen, wenn sie diese Situation nicht mehr möchten. Aber sind eben so anders aufgewachsen, dass es so tief in denen drin ist, dass es für sie nicht in Frage kommt. Ich will damit nicht sagen, dass alle Männer ihre Frauen schlecht behandeln. Aber ich habe Fälle gehabt, wo ich dachte: Du musst da weggehen, mit Deinen Kindern, sie machen es dann aber nicht. Ich habe genauso andere gehabt, Jugendliche. Ein Beispiel: Sie ist 16 Jahre alt, heißt Leyla, ist mit ihrer Schwester zusammen nach Deutschland gekommen. Sie ist Klassenbeste mittlerweile, sie wird nächstes Jahr ihr Abitur ablegen, sie will Ärztin werden. Ich habe hier andere gehabt, die waren Ärztin, sind hierher gekommen, haben sich dann zwangsweise auch von Vätern oder Schwiegervätern, wer immer sie terrorisiert hat, getrennt, haben eine Wohnung gefunden, Mini-Job gefunden, haben angefangen die Sprache zu lernen. Natürlich haben sie hier viel, viel mehr Möglichkeiten. Aber sie müssen erstmal andere Hürden schaffen, um diese Möglichkeiten so zu realisieren, wie ich sie realisieren konnte. Meine Situation war eine andere.

Als wir nach Deutschland kamen, hatten wir nichts, und es war ein harter Weg. Ich habe viele Erinnerungen aus meiner Kindheit, und das werde ich auch nie vergessen. Das sind auch die Dinge, die mich so treiben, insbesondere was mein Ehrenamt angeht. Aber es war trotzdem eine andere Situation. Die Frauen, die mit 15 Jahren oder älter herkommen, die müssen erst mal andere Wege schaffen. Denn Recht haben und Recht bekommen sind zwei Paar Schuhe. Sie haben aber mit Sicherheit hier eine bessere Zukunft als sie sie in Afghanistan jemals haben können.

Frage: Würdest Du sagen, dass die Mehrheit hier ihre Möglichkeiten nutzt?

Mehria Ashuftah: Von meinen Erfahrungen her, ich mache ja Ehrenamt seit ich 13 bin, würde ich schon sagen, dass die meisten es machen. Es gibt natürlich schwarze Schafe, sowohl bei den Männern als auch bei den Frauen. Das sind dann die, die auch gerne in den Medien präsentiert werden. Aber aus meiner Erfahrung aus den vielen Kursen, die ich gemacht habe: Achtzig Prozent und mehr sind gewillt, das zu machen, gehen auch den richtigen Weg. Es ist nicht immer ein gerader Weg, das hat aber auch ganz unterschiedliche Gründe. Auch die Behörden und die Regelungen und die Gesetze und unsere Gesellschaft legen im Moment diesen Menschen viele Steine in den Weg. Ich glaube, das könnten wir insgesamt besser machen.

Frage: Du kennst ja als Juristin die Gesetze. Es gibt aber auch Vorschriften durch die Religion und die Tradition. Und es gibt auch Vorschriften durch die Familie. Was ist für die Frauen hier das Wichtigste: Die Gesetze, die Tradition oder die Familie?

Mehria Ashuftah: Ich glaube, auch das ist keine Frage, die man so mit einem Satz beantworten kann, weil es da auch ganz unterschiedlich ist und auf den einzelnen Menschen ankommt. Es kommt auch darauf an, aus was für einer Familie sie kommen. Auch da habe ich ganz unterschiedliche Erfahrungen. Wie weit die Familie schon integriert ist, was für eine Lebenseinstellung diese Menschen haben, da merkt man auch oft, wer aus einer gebildeteren Familie kommt, oder aus welcher Schicht man kommt, da zeigen sich tatsächlich Unterschiede. Egal bei was, die Familie spielt immer eine Rolle. Aber nicht unbedingt immer die größte Rolle. Aber es kommt auf den Menschen an, pauschal kann man das nicht beantworten. Ich sehe das ja auch an mir selber. Ich bin zwar hier in Deutschland aufgewachsen, aber meine Familie kommt auch aus einem anderen Kulturkreis. Ich bin stolze Deutsch-Afghanin, wie man das neomodisch nennt. Als meine Familie nach Deutschland kam, und die ersten Jahre hier in der Schule, für mich war das alles anders. Sportunterricht, Schwimmunterricht, das war nie

Thema bei mir in der Familie, aber irgendwann kamen auch Dinge, wo sie sagten, das war bei uns aber anders und Du sollst das jetzt so und so machen. Das war natürlich auch ein „Kampf“, und ich würde behaupten, meine Familie ist integriert, und wie, auch ich selbst. Aber das lag auch an mir, denn ich hatte auch Mitglieder meiner Familie, die bestimmte Dinge, die ich gemacht oder gesagt habe, oder Wege, die ich gegangen bin, nicht gut fanden. Das haben die, die heute kommen, auch vor sich. Und es wird sicherlich eine Weile dauern, die nächste Generation wird es dann einfacher haben. Allein wenn ich meine Geschwister angucke, meine jüngeren, dann denke ich auch: Papa, ich musste das freikämpfen, und sie geht raus und kommt und drei Uhr morgens nach Hause, und Du schläfst, während bei mir zwanzigmal angerufen wurde, wo ich bleibe. Das ist aber, glaube ich, normal, egal wann man nach Deutschland kommt und hat auch nicht unbedingt was mit einer anderen Kultur zu tun, sondern ist auch das Schicksal des erstgeborenen Kindes.

Frage: An welche Veränderungen bei Dir selbst erinnerst Du Dich? Bei welchen Veränderungen hattest Du Zusammenstöße?

Mehria Ashuftah: Zusammengestoßen würde ich das nicht unbedingt nennen, Kinder wachsen hier einfach anders auf.

Frage: Dann sagen wir: Bei welchen Deiner Veränderungen waren Deine Eltern überrascht?

Mehria Ashuftah: Das fängt ja schon an mit abends Weggehen. Manchmal lache ich mit meinem Vater, wenn ich Fotos von früher sehe, wo es mich noch gar nicht gab, diese Schwarz-Weiß-Fotos von meinen Tanten, die dann ihre Röcke und so was getragen haben. Ich sehe die jetzt in meinem Erwachsenen-Alter und sage zu meinem Vater: Guck mal, als ich mit vierzehn sowas tragen wollte, hast Du gesagt, der Rock ist zu kurz. Schau Dir mal die Fotos Deiner Schwester an, was hat die getragen, und das war in Afghanistan. Und ich lebe in Deutschland, und Du wolltest das nicht. Ich habe sie natürlich letztendlich trotzdem getragen. Er hat nur halt was dazu gesagt. Das waren so Punkte. Meine Mutter ist damals auch weggegangen, ist ins Kino gegangen, hat sich mit Freundinnen getroffen. Sie ist vielleicht nicht auf den Hamburger Kiez gegangen und sie hatte nicht so einen krassen Kontrast zur allgemeinen gesellschaftlichen Norm. Das waren natürlich Punkte, da mussten meine Eltern mit mir erstmal schlucken, und jetzt haben es alle anderen nach mir viel leichter gehabt.

Frage: Wie reagiert Dein Bekanntenkreis darauf, dass Du Dich verändert hast? Bist Du immer ermutigt worden? Oder bist Du auch gewarnt worden?

Mehria Ashuftah: Das ist ganz unterschiedlich. Der größte Teil, egal ob aus meiner afghanischen Community oder aus meiner deutschen Community oder sonstigen Multikulti Community, die waren eigentlich immer ganz positiv gestimmt, insbesondere die afghanische Kultur, die Menschen die mich so insbesondere als junges Mädchen gesehen habe, ich war ja das älteste Kind, bin mit meinen Cousins aufgewachsen. Die hatten natürlich immer ein Auge auf mich, das haben sie auch heute noch. Es war schon irgendwie ein Boxkampf. Das erzähle ich auch immer meinen Schützlingen bei der Law Clinic. Aber im Großen und Ganzen fanden sie es eigentlich immer ganz gut. Sie fanden es gut, dass da eine Frau ist, die trotz ihrer kulturellen Hintergründe ihren Weg so geht. Meine Familie war auch in Afghanistan immer sehr politisch. Es war mit Sicherheit nicht einfach. Es gab immer Momente, wo ich darüber nachdachte, wo ich eigentlich hingehöre. Wo die eine Community gesagt hat, ich hätte vergessen, woher ich komme. Und die andere, in der ich nun mal lebe: Du gehörst nicht zu uns. Das ist auch heute noch manchmal so. Man lebt so ein bisschen zwischen beiden. Ich selber fühl mich auch als beides. Ich will mich auch gar nicht für eines entscheiden, ich bin ganz stolz auf mich als Deutsch-Afghanin. Aber im Großen und Ganzen gab es immer ganz positive

Resonanz.

Es gab auch andere, das will ich gar nicht verheimlichen. Ich habe auch Momente gehabt, wo sich Menschen wirklich von mir abgewandt haben. Auch welche aus meinem engeren Kreis. Es gab Dinge an meinem Lebensstil, die einzelne Menschen nicht gut fanden, das wusste ich auch, das haben sie mir auch gesagt und es mich spüren lassen. Aber ich hatte das Glück, dass meine Eltern so waren, ich konnte mich dann dagegenstellen und sagen: Entweder Ihr akzeptiert das jetzt so, oder wir gehen getrennte Wege. Und dann war es so. Dann habe ich einige für ein paar Jahre nicht wiedergesehen.

Wobei ich sagen muss: Alle sehe ich heute wieder, wir verstehen uns super, und deren Kinder sind mittlerweile auch älter geworden. Und die Kinder sagen mir heute, wir finden es toll, dass Du es so gemacht hast. Und meine Schwester guckt immer hoch zu dir, und die will das auch so machen, und die will auch studieren. Und nur weil ich all diese Dinge anders leben, als sie es in Afghanistan gelebt habe, habe ich nicht vergessen, woher ich komme oder bin weniger stolz. Ich bin auch deswegen nicht ein »schlechtes Mädchen« geworden. Das haben sie inzwischen begriffen, und da bin ich auch ganz stolz drauf.

Frage: Wie reagieren denn andere afghanische Frauen auf Dich, gerade wenn sie neu in Deutschland sind?

Mehria Ashuftah: Ich habe bisher nichts Negatives mitbekommen. Ich glaube, am Anfang ist es manchmal vielleicht ein kurzer „Schock-Moment“. Es kommt aber immer darauf an, was ich an dem Tag an habe. Ich verstell mich da aber auch nicht, obwohl ich von anderen Organisationen, mit denen ich arbeite, schon mal drum gebeten wurde. Ich habe aber gesagt, das mache ich nicht, ich bin ja so, und das sollen sie auch von vornherein genauso kennen lernen. Ich finde es auch wichtig, dass die Frauen wissen: Egal, wie sie sich anziehen oder was sie sagen, sie dürfen das genauso machen wie sie wollen. Ich habe bisher noch nie etwas Negatives mitbekommen.

Frage: Hattest Du in Deiner Familie und mit Deinen Geschwistern alle Möglichkeiten, die Du haben wolltest?

Mehria Ashuftah: Ja und nein. Ich glaube, alle die nach mir kamen, es ein Stück weit einfacher hatten. Unsere Lebenssituation war einfach eine andere. Ich war ja im Flüchtlingsheim, habe das alles mitbekommen, achtzehn Personen sind wir zusammen geflohen. Ein Zimmer, ein Badezimmer für achtzig Familien. Es gab kein Spielzeug, ich wusste gar nicht, was Süßigkeiten sind. Das kennen meine jüngeren Geschwister gar nicht. Die kennen die Wohnung, und meine jüngste Schwester kennt nicht mal das, die kennt nur das Einfamilienhaus im Grünen, Hündchen und Garten, und sie bekommt alles was sie will. An Möglichkeiten habe ich das Beste aus dieser Situation heraus erhalten. Es war schwieriger als bei denen die nach mir kamen, und das fing schon bei der Sprache an. Ich hatte wahnsinnige Sprachprobleme. Bei mir war keiner, der mit mir Deutsch lernen konnte. Ich erinnere mich gut an meine Grundschulzeit. Meine Lehrerin sagte meine Eltern, sie sollten froh sein, wenn ich meinen Hauptschulabschluss mache. Ich wollte schon immer Juristin werden, seitdem ich ein kleines Kind bin. Und ich habe 17 Jahre später, nach meiner Grundschulzeit, Lehrer wieder getroffen. Sie konnte nicht glauben, dass ich zum Abi hin acht Sprachen gesprochen habe, weil die mir immer gesagt haben, Juristen brauchen Sprache und Sprache ist nicht Dein Ding. Und dann siehst Du sie wieder mit acht Sprachen und Juristen-Diplom und einer Selbstständigkeit. Von daher glaube ich, dass ich es schwieriger hatte, weil einfach diese Sprachbarriere da war, ein anderes Schulsystem, keiner konnte mir helfen, meine Eltern waren mit ganz anderen Dingen beschäftigt, eben das Leben hier auf die Reihe zu bekommen. Sie wollten aus dem Heim raus, und was ich nachträglich bewundernswert finde, meine Eltern haben nach acht Jahren ihr

Eigenheim gebaut. Entsprechend haben sie auch gearbeitet, ich war viel allein in meiner Kindheit. Meine Großeltern, meine Tante und ihr Mann haben auch bei uns gewohnt. Ich habe mich auch oft einsam gefühlt, auch in der Schule. Man wurde ausgegrenzt, man wurde ausgelacht, man wurde geschlagen und bespuckt, weil man einfach anders war. Mein größter Wunsch als Kind war eigentlich blond zu sein, blaue Augen zu haben. Ich wollte sein wie die anderen. Ich war aber sehr gesegnet. Mein Großvater väterlichseits hat erkannt, dass ich schwach und schüchtern war. Er war es der mir das Selbstbewusstsein, mein loses Mundwerk, meinen Ehrgeiz und meine Kraft mir gab. Bis heute noch. Auch wenn er schon lange nicht mehr lebt. Es ist wichtig, gerade in solch jungen Jahren jemanden zu haben, der die innere Stärke erkennt und es fördert. Solche Ausgrenzungen können ganz negative Konsequenzen mit sich führen. Wenn ich heute von meiner Vergangenheit erzähle, würde keiner mir glauben, dass ich eine kleine graue Maus war. Das hat sich zwar schon in der Schulzeit geändert, hat aber wahnsinnig viel Kraft gekostet. Dinge die damals passiert sind, schmerzen mich heute noch sehr. Anders als Dinge der Gegenwart, die mich kaum berühren. Es ist eben eine sehr prägende Zeit und heute verstehe ich gewisse Situationen besser und ihre Hintergründe. Diese Wunden sind so tief, dass sie heute noch manchmal bluten. Aber was einen nicht tötet, härtet einen ab. Ich würde sagen, dass ich zumindest versucht habe meist nicht nur meine Möglichkeiten gut zu nutzen, ja sogar nach den Planeten gegriffen und nicht nur nach den Sternen. Insgesamt haben es Menschen, denen man den Migrationshintergrund ansieht schwerer, dazu kommt dass ich eine Frau bin. Das hört sich jetzt mitleidig an, ist aber - nachweislich - leider so.

Frage: Wie funktioniert denn hier die afghanische Community? Gibt es da Männer, die versuchen, ein bestimmtes Verhalten durchzusetzen? Anderen etwas vorzuschreiben?

Mehria Ashuftah: Ich selber habe damit wenig Berührungspunkte. Ich weiß, dass es da unterschiedliche Gruppierungen gibt. Es gibt Sachen, die quasi aus Afghanistan mit nach Deutschland gebracht sind, Stammeskämpfe und die Paschtunen und die aus Herat und die Hazara, das gibt es leider Gottes tatsächlich auch hier, das weiß ich und habe es auch schon mitbekommen. Inwiefern die jetzt bestimmte Verhaltensweisen bei Frauen durchsetzen wollen, krieg ich persönlich nicht so mit. Die hören ja auch von mir, die wissen, das hat wenig Sinn, mich da irgendwie anzusprechen.

Frage: Hörst Du in der Beratung von anderen Frauen? Beschweren sich welche?

Mehria Ashuftah: Nein. Ich habe einmal so einen Fall gehabt, weiß aber nicht, ob das damit zu tun hatte oder familienintern war – da wollten der Schwiegervater und der Schwager bestimmte Dinge durchsetzen, denn ihr Mann war noch nicht in Deutschland, aber der Rest der Familie, und da gab es Probleme. Es waren eher keine Streitereien unter Afghanen, sondern in der Familie. Ich weiß aber, dass es das gibt.

Frage: Es leben ja inzwischen sehr viele afghanische Frauen hier. Und viele sind im Internet aktiv. Ändert sich dadurch auch etwas an der Situation der Frauen in Afghanistan?

Mehria Ashuftah: Ja, das gibt es in der Tat, und zwar auf ganz verschiedenen Wegen. Ich habe ja selbst auch Familie da, die sehen natürlich meine Social-Media-Accounts auch. Ich habe noch nie gehört, wenn ich Fotos veröffentliche, was machst Du da und was soll das. Was ich mitbekomme, ist von zum Beispiel afghanischen Sängerinnen, die recht bekannt sind, die auch aus dem Westen nach Afghanistan fliegen, da ist der Aufschrei viel größer. Es gibt eine ganz berühmte Sängerin, die heißt Aryana Sayeed, da gab es vor kurzem gerade wieder einen großen Aufschrei, weil sie etwas gegen das Kopftuch-Tragen gesagt hat. Ich glaube, wenn man zu Themen wie Kopftuch-Tragen oder Präsentation der Frau in der Öffentlichkeit was sagt, dann gibt es immer Reibungspunkte mit Frauen in Afghanistan. Diese Sängerin hat etwas zum

Kopftuch-Tragen gesagt, was sie gar nicht pauschalisierend meinte, sondern eine Gruppe von Frauen ansprach, und sofort gab es etliche Gegen-Videos von Frauen aus Afghanistan, die das dann auch gepostet haben. Ich glaube, da gibt es Einfluss von hier nach dort. Aber was ich mache oder andere, das ist normal und wirkt nicht unbedingt. Dass es einige verurteilen, das glaube ich schon, aber das sagen sie uns dann nicht. Aber ich bin mir sicher, dass es das gibt. Ich schäme mich aber für nichts was ich tue oder veröffentliche. Ich tue nichts was ich mit mir selbst, meinem Gewissen oder meinem Glauben nicht vereinbaren kann. Ich schminke gerne und ziehe hohe Schuhe an, aber daran ist ja nichts verwerfliches.

Frage: Warst Du selbst in Afghanistan?

Mehria Ashuftah: Leider nicht. Seit der Flucht nicht. Ich wollte immer wieder, deshalb bin ich auch damals nach Pakistan. Ich wollte damals zumindest an die Grenze, das wollten meine Eltern nicht aus der Angst, dass mir was passiert. Wenn es nach mir geht, setze ich mich jetzt sofort in den Flieger. Hamburg ist meine Perle, ich liebe diese Stadt, aber mein Herz wird immer für Afghanistan schlagen. Ich habe mir als Kind mal Erde aus Afghanistan mitbringen lassen. Seitdem ist es einem Glasgefäß. Es ist verschlossen mit einem Korken. Darauf befinden sich zwei Friedenstauben. Es steht an meinem Nachttisch. Gleich neben meinem Koran, den ich immer bei mir trage und abends dort hin lege. Wie ich schon sagte, Ich bin stolze Deutsch-Afghanin. Hamburg ist meine Heimat. Deutschland ist meine Heimat, aber eben auch Afghanistan. Und es wird der Tag kommen, an dem ich in mein Vaterland reise.

Frage: Welche Zusammenarbeit oder gegenseitige Unterstützung gibt es hier unter Frauen aus Afghanistan? Welche sollte es geben?

Mehria Ashuftah: Es gibt hier verschiedene Frauen-Treffpunkte, es gibt zum Beispiel in verschiedenen Bezirken diese Kochkurse. Das sind nicht unbedingt nur afghanische, sondern auch syrische und irakische Frauen. Es gibt ein ganz positives Beispiel, die heißt »chickpeace«, das war ein Frauentreff, einmal die Woche von geflüchteten Frauen, die haben sich gegenseitig ihre Nationalgerichte beigebracht. Aus denen ist ein Catering-Unternehmen geworden. Es gibt Nähkurse, die bringen sich gegenseitig die Sprache bei. Es gibt natürlich auch Ehrenamtler, afghanische Lehramts-Studentinnen, die da hingehen und versuchen, denen die Sprache beizubringen. Sie helfen bei Behördengängen. Eigentlich finde ich ganz gut, was es gibt, das könnte es natürlich mehr geben. Ich merke das auch bei meinem Angebot von der Law Clinic, was ich da anbiete: Es sind mehr Männer als Frauen, die kommen. Das hat ganz unterschiedliche Gründe. Das eine vermute ich insbesondere bei den arabischen Teilnehmern, dass die Männer das nicht wollen, dass die Frauen kommen, das kriege ich dann auch manchmal hintenrum auch mit. Oft ist es aber auch mit kleinen Kindern so, dass sie deshalb nicht kommen können. Es gibt Projekte, die wir angehen wollen, mit Kinderbetreuung, weil ich der festen Überzeugung bin, dass wir mehr Frauen dann erreichen. Das wäre ganz wünschenswert. Und die ganz jungen, so 15, 16, 17 Jahre, die sind mit ihrer Schule beschäftigt. Aber da funktioniert es ganz gut, die helfen sich auch gegenseitig. Die eine ist in Englisch besser, die andere ist besser in Deutsch oder besser in Mathe. Die treffen sich, geben sich gegenseitig Nachhilfe, so gut sie es denn können. Alles können sie auch nicht, und auch die Ehrenamtlichen sind irgendwann an ihren Grenzen.

Frage: Was fällt wir ein für frisch ankommende afghanische Frauen: Was brauchen sie, was es noch nicht gibt?

Mehria Ashuftah: Vielleicht wäre es ganz gut, wenn sie andere treffen würden, deren Schicksal ähnlich ist und noch nicht so lange her. Das ist was anderes, als wenn ich da stehe oder meine Mutter und denen was erzähle. Jemand, der erst ein paar Jahre hier ist, ist viel näher dran. Die

Probleme haben sich ja auch verändert. Was vor dreißig Jahren war und was heute ist, egal wie viel ich mitbekomme von meinen Schützlingen, das ist einfach was anderes. Es sollten Menschen sie auffangen, die das relativ frisch hinter sich haben, und die den Weg noch lange nicht hinter sich haben. Das wäre etwas, was man vielleicht machen könnte.

Es wäre ein anderes Vertrauensverhältnis. Das wäre was anderes, als wenn da eine Afghanin steht mit ihren mittlerweile blond gefärbten Haaren und ganz anders ist als das, was sie bis vor ein paar Tagen gesehen haben. Den Menschen würden sie nicht vorwerfen, dass sie vergessen hat, woher sie kommt, als wenn ich da stehe.

Interview: Reinhard Pohl